

Rede
auf der Absolventenfeier
der Freien Universität Berlin
am 25. April 2008

Spektabilität, meine sehr geehrten Damen und Herren,

ich darf mich zunächst bedanken für die mir zuteil gewordene Ehre, hier einige Worte als Vertreter derjenigen an Sie richten zu dürfen, die im zurückliegenden Semester ihr Promotionsverfahren erfolgreich abgeschlossen haben.

Wenn man darüber nachdenkt, worüber man bei solch einer feierlichen Stunde sprechen könnte, wenn man – wie wir Anwesenden – die Mühen der Doktorwerdung gerade hinter sich gebracht hat, dann fallen einem – bedauerlicherweise – zuerst eher weniger erfreuliche Dinge ein:

Da wären etwa die schier endlos scheinende Zeit der Erstellung der Doktorarbeit, angefangen von der Themensuche bis hin zum bangenden Erwarten der Begutachtung der fertigen Arbeit, die geopfert Freizeithin, vor allem an zahllosen Wochenenden, vernachlässigte Freundschaften, der permanente Schaffensdruck und die Notwendigkeit ständiger Kreativität, aufkommende Selbstzweifel, ob man jemals fertig wird und ob das Geschriebene überhaupt gut genug ist. Und nach alledem schließlich noch eine mündliche Prüfung sowie beachtliche Druckkosten, welche man – gelangt man nicht in den glücklichen Genuß eines Zuschusses – auch noch selbst tragen muß.

Doch all dies will ich hier nicht vertiefen. Die fertig Promovierten wissen insoweit ohnehin, wovon ich rede, ihre Angehörigen haben von all dem sicherlich zur Genüge mitbekommen – und diejenigen, die sich erst noch mit dem Gedanken an eine Promotion tragen, sollten von all dem vielleicht noch gar nicht allzu viel wissen. Und außerdem soll dies hier ja, dem feierlichen Anlaß angemessen, eine positive Rede sein...

Auf der Suche nach dem Positiven nun, stellte ich mir – im Grunde erstmals – die Frage, was es mit dem Dokortitel eigentlich genau auf sich hat, was er ist oder auch gerade nicht ist, und was er seinem Träger tatsächlich bringt oder für ihn bewirkt.

Bei der Beantwortung dieser Frage habe ich einiges herausgefunden, das vielleicht für alle Anwesenden – ob nun Doktor oder nicht – ganz interessant ist:

Der Begriff „Promotion“ geht zurück auf das lateinische „promovere“, was soviel bedeutet wie „vorbewegen“ oder „vorrücken“. Das Wort „Doktor“ stammt von den lateinischen Wörtern „docere“ und „doctus“ ab. „Docere“ heißt „lehren“, und „doctus“ bedeutet „gelehrt“. – Noch etwas anschaulicher und der Sache nach nicht weniger treffend, umschreibt der Volksmund den Begriff „Doktor“, indem er formuliert: „Ein Doktor kann wohl ein Narr, aber ein Narr kein Doktor sein.“

Die erste mit akademischen Weihen verbundene Verleihung eines Dokortitels durch eine Universität erfolgte im Jahre 1219 an der Universität von Bologna, die auch als erste Universität über eine Promotionsordnung verfügte. Zuvor, bis zurück in die Zeit des Alten Rom, war „Doktor“ nur eine schlichte Bezeichnung für einen Lehrer oder Lehrmeister, gleich welcher Disziplin. Alt-römische Fechtmeister beispielsweise, die den Gladiatoren das Kämpfen beibrachten, wurden als „doctores gladiatorum“ bezeichnet – promovieren konnte man in diesem Fachgebiet damals allerdings nicht.

Denn erst ab dem 13. Jahrhundert wurde der Dokortitel zu einer besonderen akademischen Auszeichnung, die man durch ein universitäres Promotionsverfahren erlangen konnte und mit der damals, anders als heute, zugleich die Berechtigung zuerkannt wurde, eigenständig an einer Universität zu lehren. Über diese Lehrberechtigung hinaus brachte der Dokortitel seinem Träger zugleich eine bedeutende Verbesserung seines persönlichen Standes ein: Der „Doktor“ erhielt persönliche Privilegien, wie sie sonst nur dem Adel vorbehalten waren. Auch dies ist heute nicht mehr der Fall.

Ab der Grenze zum 19. Jahrhundert nämlich wurde der Dokortitel nach und nach – nun ja, man könnte sagen: – ein wenig „entwertet“: Zum einen, weil nach dem Zeitalter der Aufklärung das Standesdenken sowie entsprechende Privilegien immer mehr an Bedeutung verloren, und zum anderen, weil es mittlerweile einfach zu viele „Doktores“ gab, die die Universitäten bevölkerten. Um als Professor an einer Universität lehren zu dürfen, wurde daher das zusätzliche Qualifikationserfordernis der Habilitation „erfunden“, für deren Erlangung der Dokortitel allerdings Voraussetzung war (und bis heute ist).

Trotz dieser vermeintlichen „Abwertung“ des Dokortitels gegenüber früheren, „goldeneren“ Zeiten erfreut sich der Dokortitel aber nach wie vor großer Beliebtheit. Immerhin sind heutzutage etwa 1,3% der deutschen Bevölkerung promoviert – knapp die Hälfte davon sind Mediziner.

Wirklich brauchen werden die meisten den Dokortitel aber eigentlich nicht: Tatsächlich gibt es heute nämlich nur zwei Berufe, für deren Ergreifen ein Dokortitel wirklich zwingende Voraussetzung ist: Zum einen den bereits erwähnten Beruf des Professors, also des Hochschullehrers, und zum anderen: nein, nicht den Beruf des Arztes – das geht in Deutschland auch ohne Dokortitel – sondern (mit gewissen Einschränkungen) den des Anwalts in Kirchenrechtssachen nach dem innerkirchlichen Recht der katholischen Kirche.

Auch im Hinblick auf die Aufwertung des eigenen Namens hat der Dokortitel – was viele nicht wissen – an sich nur einen eingeschränkten Nutzen: Auch wenn er in den Personalausweis eingetragen wird, ist der Dokortitel nach herrschender Meinung nämlich nicht Namensbestandteil im rechtlichen Sinne, anders als etwa ein Adelstitel. Daher hat man auch keinen namensrechtlichen Anspruch darauf, mit dem Dokortitel angeredet zu werden – lediglich die Höflichkeit gebietet dies. Der Dokortitel ist vielmehr „nur“ ein akademischer Grad, wenn auch – jedenfalls im Grundsatz – der höchste, der von einer Universität vergeben werden kann. Korrekterweise sollte man daher eigentlich auch vom „Doktorgrad“ statt vom „Dokortitel“ reden.

Wenn Ihnen also wieder einmal jemand begegnet, der steif und fest und in grob aufdringlicher Weise darauf besteht, mit seinem Dokortitel angeredet zu werden – „soviel Zeit muß sein“ –, dann könnten Sie ihm folglich ohne weiteres entgegnen, daß er darauf keinen Rechtsanspruch hat, weil es sich hierbei eben nicht um einen durch § 12 BGB oder durch Art. 2 Abs. 1 des Grundgesetzes geschützten Namensbestandteil handelt.

Fassen wir also kurz zusammen: Der Weg zum Dokortitel ist lang und steinig. Der Dokortitel ist keine zwingende Voraussetzung für die meisten Berufe; man kann auch ohne ihn Karriere machen. Er ist rechtlich gesehen nicht einmal ein Bestandteil des eigenen Namens, und es besteht daher auch kein rechtlicher Anspruch, als „Herr Doktor“ oder „Frau Doktor“ angeredet zu werden. Anders als bis ins 18. Jahrhundert hinein, verleiht er weder automatisch die Berechtigung, an Universitäten eigenverantwortlich zu lehren, noch bringt er – was noch viel bedauerlicher sein mag – adelsgleiche Privilegien mit sich. Zu allem Überfluß glauben nicht wenige Menschen, man sei Arzt und nicht Jurist.

Angesichts all dessen stellt sich die abschließende Frage: Lohnt es sich überhaupt, die Mühen der Doktorwerdung auf sich zu nehmen?

Nun, diese Frage muß wohl jeder für sich selbst beantworten. Aber abgesehen davon, daß sich der Zusatz „Dr.“ recht gut auf der Visitenkarte macht, muß man hierbei auf jeden Fall *eines* in Rechnung stellen: Man erbringt auf dem Weg zur Doktorwerdung eine eigenständige wissenschaftliche Leistung; man schafft ein wissenschaftliches Werk. Man wird zum Forscher – an einem Gegenstand, der bis dahin noch von niemand anderem in dieser Form untersucht worden ist. Man sucht und findet neue, eigene Antworten auf bisher nicht oder nicht hinreichend beantwortete Fragen. Man bringt Licht in ein Dunkel, oder leistet zumindest einen bescheidenen, aber nicht zu unterschätzenden Beitrag hierzu. – Jeder, der nur ein bißchen Forschergeist und ein Mindestmaß an Enthusiasmus für die zu erforschende Materie in sich trägt, wird daher in einem Promotionsvorhaben – trotz aller Mühen – ein mehr als hinlängliches Maß an Reiz, Spaß und Befriedigung finden.

Nicht zuletzt deshalb trifft auf eine Promotion – jedenfalls rückblickend betrachtet – auch das zu, was man schon bei anderen schwierigen und eine längere Lebensphase umspannenden Unternehmungen festgestellt hat, wie etwa auch der Schulzeit oder dem Studium: Man mag sie mitunter verteufeln, solange man sich mit ihnen herumplagt, aber hat man sie schließlich erfolgreich bewältigt, ist man froh, erleichtert und stolz und blickt fast ein wenig wehmütig zurück auf eine letztlich doch sehr schöne und gewinnbringende Zeit des eigenen Lebens. –

Und zu guter Letzt gilt ohnehin, was schon der berühmte englische Schriftsteller und Philosoph John Ruskin zu recht bemerkte:

„Der höchste Lohn für unsere Bemühungen ist nicht das, was wir dafür bekommen, sondern das, was wir dadurch werden.“

In diesem Sinne: Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit!